

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-67712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-67712)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 23. März 1847.

N^o 24.

Neue Bestellungen

auf das zweite Quartal des „Beobachters“ werden möglichst bald erbeten, damit den resp. Bestellern, wie das bisher häufig geschehen mußte, die Exemplare nicht unvollständig geliefert werden müssen. — Von den bisherigen Abonnenten bedarf es, wenn sie das Blatt auch ferner beziehen wollen, keiner erneuerten Bestellung.

Der Wechtaer „Hausfreund“

bringt in seiner vorletzten Nr. (11.) eine Correspondenz gegen einen im Beobachter Nr. 19. befindlichen Artikel: „Demonstration.“ Damit den Lesern nun die dadurch hervorgerufene „Entgegnung“, welche wir unten folgen lassen, verständlicher sei, theilen wir auch jene Correspondenz hier wörtlich mit; besonders aber deshalb, um ihnen einen Begriff von der trüben Gesinnung zu geben, welche der Wechtaer „Hausfreund“ öffentlich auszusprechen sich nicht entblödet. Sie lautet:

„Unter heutigem Datum haben wir folgende Zuschrift empfangen, zu deren Schlusse wir hinzufügen: allerdings eine eigene Zumuthung, die abzuweisen derjenige nur tadeln kann, der meint, ein katholischer Pfarrer müsse gehorsamst zu Allem Ja und Amen sagen.

Lieber Hausfreund!

In einer der letzten Nummern des Oldenburg. Beobachters steht ein Artikel unter der Ueberschrift: Demonstration. Dem Einsender desselben ist zu Ohren gekommen, daß ein Pfarrer in unserm Münsterlande einem seiner Pfarrkinder — der Braut eines ausländischen Protestanten — die betreffende Verlobungskarte unter einer ganz einfachen Adresse zurückgeschickt habe und hält sich nun für verpflichtet, den Fanatiker bei dem Publikum des Beobachters zu verklagen. Die schreckliche Geschichte macht dem armen Denuncianten viel Kopfbrechen. Wollte der Pfarrer die Gunst eines Theils seiner Gemeinde, den er durch „Freisinnigkeit“ sich entfremden soll, wieder gewinnen oder ist seine „Demonstration“ eine Frucht des Cölner Ereignisses, oder was ist sie sonst? Das sind Räthsel, die er durchaus nicht lösen kann; über Eins aber scheint er

ganz im Klaren zu sein, darüber nämlich, daß er ein „münsterländisches Ereigniß“ herbeiführen würde, wenn er nur ein Minister von Altenstein wäre und über eine Armee und eine Festung zu verfügen hätte. Ja: „Wär er nur an Macht so reich wie an gutem? Willen u. s. w.“

Ich weiß nicht, ob es mit dem Gegenstande der Denunciation seine Richtigkeit haben mag oder nicht. Soviel aber ist gewiß, das angebliche Verfahren des Beklagten sollte vorkommenden Falls überall Nachahmungen finden, wie viel man auch über „Demonstrationen“ schreien möchte. Denn eine Karte, wie die in Rede stehende, würde von Seiten der Braut doch stets folgendes besagen:

„Wohl weiß ich, daß die Kirche, zu der ich mich bekenne, meine Verlobung und demnächstige Heirath höchlichst mißbilligt und zwar darum, weil ich mich mindestens in Gefahr begeben, im Glauben kalt zu werden, wenn ichs noch nicht sein sollte, und weil ich einwillige — falls ich Mutter werden sollte — meine Kinder in einer Religion erziehen zu lassen, die ich für irrig halten muß, wenn ich wirklich katholisch bin. Das Alles aber kümmert mich nicht und Sie, Herr Pastor, haben diese Anzeige als eine Ihnen erwiesene Artigkeit anzusehen und mir zu meinem Vorhaben unterthänigst Glück zu wünschen. Nicht wahr, lieber Hausfreund, eine eigene Zumuthung.“

Eines Commentars bedarf die in diesem Artikel ausgesprochene Gesinnung wohl nicht. — Wie fern liegt sie doch der Grundidee der christlichen Religion, wie fern der Duldung, die der Stifter derselben nicht allein predigte, sondern auf jedem seiner Schritte auch ausübte. — Man hat von Jever gesagt, es liege in



einer finstern Ecke Deutschlands. Wir glauben nicht, daß man einen solchen Ausspruch auf Jever anwenden kann; aber — beim ewigen Lichte! — von Wechta kann man, schon wegen dieser einzigen Nummer 11. des „Hausfreundes“ mit vollem Rechte sagen, daß es nicht allein in einer finstern Ecke, sondern in einem rabenschwarzen Winkel Deutschlands liegt.

Hier nun die auf obige Correspondenz uns zugekommene

Entgegnung.

Nachdem der Verfasser und Einsender des in Nr. 19 des Beobachters vom 5. März 1847 unter der Ueberschrift „Demonstration“ sich findenden Artikels den Weg der Veröffentlichung durch dieses viel geleseene Blatt gewählt hat, muß es befremden, eine Erwiderung zu finden in Nr. 11 des Wechtaer Hausfreundes vom 14. März d. J., einem Blatte, dessen Leserkreis zweifelsohne weit beschränkter ist, als der der Leser des Beobachters und welches im evangelischen Landestheile wohl ebenso unbekannt sein mag, als seine Existenz bis zu diesem Augenblicke dem Einsender jenes Artikels war.

Diese Erwiderung kann so wenig als Wiederlegung gelten, daß sie vielmehr nur eine gereizte Stimmung über die Wahrnehmung zu erkennen giebt, daß Jemand sich erklühne, ein Benehmen des fraglichen Priesters der römisch-katholischen Kirche zum Gegenstand einer Kritik zu machen, dem Denken den Vorzug vor blindem Glauben einzuräumen und dieses Benehmen des Gerandes der „Sollicitudo de salute animarum, deque catholicae religionis incremento“ zu entkleiden. Daß jener Priester die ihm übersandte Verlobungs-Karte in der angegebenen Weise zurückgeschickt hat, ist wahr. Die Geschichte ist allerdings „schrecklich“, weil darin eine monströse Verletzung alles Anstandes zu finden ist, welche dieser Priester um so mehr hätte vermeiden sollen, da die einfache Annahme der Karte ihn nicht hindern konnte, seiner vermeinten Pflicht der Zurückführung des angebliehen verirrten Schaafs auf den rechten Weg zu genügen, und sein Seelenheil zum Gegenstand seiner zärtlichen Sorgfalt zu machen. Die Uebersendung dieser Karte enthielt ja in der That mehr nicht, als eine einfache Anzeige, eben diese Anzeige gab aber dem Priester der römisch-katholischen Kirche, wenn er das Seelenheil des katholischen Theils gefährdet hielt, und die in der höchsten Verordnung vom 12. Febr. 1810 gegebene, in hohem Maße zu preissende Bestimmung wegen der religiösen Erziehung der Kinder diesem Seelenheil widersprechend glaubte, Veranlassung, das Schäfslein als ein treuer Hirt zu warnen. Oder wäre schon diese Anzeige eine Verletzung der Ehrfurcht gegen den Priester? hielt man die Braut vielleicht schuldig, den Pfarrer zuvor zu Rathe zu ziehn? Das ist nirgend vorgeschrieben?

Hat ferner doch jener Pfarrer in einem vor wenigen Jahren vorgekommenen ganz ähnlichen Falle, wo die Braut gleichfalls seiner Kirche angehörte, die Verlobungs-Karte nicht zurück geschickt! Weßhalb unterließ er es denn damals? Warum unterblieb es nicht

auch jetzt, zumal der Vormund, Hausgenosse und naher Bluts-Verwandter der Braut, ebenfalls römisch-katholischer Geistlicher ist. Ist etwa der Kreis der Pflichten des Priesters seitdem erweitert oder leuchtet dem Rücksender der Karte ein, daß seine damalige Unterlassung für die Kirche unmaßthätig geblieben ist, indem ein anderer Priester sich mit Erfolg dem frommen (?) Geschäfte unterzogen hat, das Verlöbniß mit einer Person rückgängig zu machen, über welche schon von den Vätern des Concilii tridentini der Fluch ausgesprochen ist?

Wäre ferner der Begriff der Religion und der des römisch-katholischen Kirchenthums gleichbedeutend, so wäre allerdings zulässig zu behaupten, daß der Glaube des Protestanten irrig sei. Kaum sollte man aber — nachdem das Licht der Reformation seine Strahlen so weit verbreitet, den Nebel der Finsterniß zerstreut, und also einen Glanz zerflört hat, der als ein trübes Licht den Jahrhunderten angehörte, in denen ein Kaiser Heinrich IV. und der große Saliläi gemißhandelt wurden — wagen, die Religion des Protestanten für irrig zu erklären!

Meint der Dämon, der gegen diese Männer wüthete, aus dem Grabe wiederzukehren? Er wird keinen Boden gewinnen, so lange das Schwert des Geistes gegen den Autoritäts-Glauben mit Nachdruck geführt wird. 3.

Von der Weser.

(Verpätet.)

Mit großer Sehnsucht erwarteten wir die Wiedererschließung der Dampfschiffe an unserm Weserstrande, und mit welchem Jubel sie daher bei ihrem endlichen Erscheinen begrüßt wurden, wird Jeder sich denken können, der nur einen kleinen Begriff von dem Leben und Treiben der Dampfschiffe auf der Weser erhalten hat. Schon lange war also der gemeinsame Trost gewesen: „Wenn nur erst die Dampfschiffe wieder da sind, so haben wir gewonnen Spiel, die Witterung wird sich angenehmer gestalten und wir werden von dem einsamen, gestrengen Freund Winter befreit sein.“ Aber wir hatten uns verrechnet, wir hatten zu früh gejubelt. Denn kaum hatten sich die Dampfschiffe wieder herausgewagt und einige Fahrten gemacht, so gerieth auch schon Alles wieder in Stocken, aller Commerce, alles Treiben und Bewegen, welches durch sie wieder ins Leben gernien war, verschwand und die alte Ruhe und Unthätigkeit trat wieder ein. Der Gismann nämlich, der sich noch nicht die Herrschaft der Weser nehmen lassen wollte, nahm die Kühnheit der Dampfer übel auf und verwies sie nachdrücklich von seinem Gebiete. Das Dampfschiff „Noland“ mußte auf seiner Fahrt mehrere Male die Anker auswerfen und wurde von den auf dasselbe eindringenden Gismassen durchschnitten. Man nagelte Planken vor den Einschnitt, aber auch diese leisteten schwachen Widerstand und hatten bald gleiches Schicksal. Jetzt nahm man seine Zuflucht zu Messingplatten, die denn auch den gehofften Dienst leisteten, so daß es sich bis Bremen durcharbeiten konnte. — Noch übler erging es dem kleinen „Gutenberg“, was freilich mehr dem neulichen Sturme zuzuschreiben

ist. Bei Dedesdorf nämlich, wo er genöthigt war, umzukehren, zertrug ihm das Band der Maschine, welches eine so heftige Erschütterung hervorbrachte, daß schon Mancher sein Ave Maria betete. Alles fiel durcheinander, die Geschirre mußten bei Stücken wieder zusammengesucht werden; dazu kam noch das durch die zerbrochenen Fenster eindringende Wasser. Dies Alles brachte eine solche Verwirrung, ein solches Durcheinanderrennen hervor, daß es einst bei der Sündfluth im Kasten Noah nicht schrecklicher gewesen sein mag. Es war fast hinreichend, die Nerven des festesten Mannes zu erschüttern, geschweige die der Damen, welche ihre Angst und Unpäßlichkeit denn auch auf eine eben nicht anzehende Weise bewiesen. Genug, das Ganze war eine Scene, die gewiß zu den seltensten gehört, die auf der Weser sich zugetragen. — Am demselben Tage soll sich auch unser „Paul“ auf dem Holzwarderlande ausgeruht haben. — Auch ein englisches Dampfschiff war vor einigen Tagen genöthigt, wieder nach Bremerhaven umzukehren.

Ein Reisender, welcher von Vegesack nach Bremerhaven zu reisen beabsichtigt, will das Dampfschiff benutzen. Mit dem Troste, wenn auch langsam werde er doch endlich sein Ziel erreichen, begiebt er sich in die Kajüte und kümmert sich weiter um Nichts. Hier verharrt er eine geraume Zeit, ohne jedoch seine Geduld zu verlieren, welches ihm freilich auch nichts genügt hätte. Endlich wird Halt gemacht, unser Reisender steigt aus und wendet sich an einen Dastehenden mit der Frage: „Mein Freund, wo findet man hier in Bremerhaven einen anständigen Gasthof?“ — Der Angeredete war über diese Frage höchlich verwundert und bedeutet dem Fremden, daß er sich zu B. befinde. Jetzt ist das Stannan an diesem. Anfangs meinte er, man wolle ihn zum Besten haben, wird aber bald von der Wahrheit der Aussage überzeugt und muß sich mit einer noch größeren Portion Geduld in seine Lage fügen. Er meinte aber doch, es sei seine erste Weiterreise, ihm verlange so bald nicht wieder nach einer solchen. März 14. 1847. S. W. . . e.

Bemerkungen über eine Recension in Nr. 23 des Beobachters.

Wer ein Haus an die Straße bauet, muß sich gefallen lassen, daß es von den Vorübergehenden kritisiert werde. Wer etwas im Druck erscheinen läßt, hat Recensionen zu erwarten. Ganz in der Ordnung. Ich habe beides mehrmals erlebt; zu oft als daß mich dergleichen noch tief berühren oder gar empfindlich machen könnte. Auch habe ich eine gesunde Haut, um solchen Stich, wenn er auch sehr spitz einzubohren sucht, lang nachzufühlen. Es heilt immer ganz geschwind wieder zu. In der Regel habe ich dergleichen Angriffe unbeantwortet gelassen; ich will auch jetzt einem Recensenten, der meine vier Briefe: „Moor-Canäle und Moor-Colonien zwischen Hunte und Gms“ in Nr. 23 dieser Blätter zum Gegenstand seiner Beurtheilung genommen hat, nicht antworten; aber dem Publikum ein paar Bemerkungen darüber vorlegen. — Mit Fremden, der sich seine kritische Meinung ausgebildet

und sie schon öffentlich ausgesprochen hat, deshalb eine Discussion anfangen, scheint mir sehr unnütz; ich weiß ja nun was er meint und darf annehmen, daß meine Entgegnung ihn nicht davon zurückbringen werde. Aber er greift mich an vor einem Publikum, in dem sich Viele befinden, die meine Briefe nicht gelesen haben; Viele, die sich in Folge der Recension vielleicht wundern, wie ich in den Fall gekommen, solche Vorwürfe zu verdienen, welche gar eigene Dinge enthalten. — An dieses Publikum also wende ich mich. Der Recensent findet, ich habe meinen Gegenstand nicht gründlich, habe ihn frivol, habe ihn ohne den Ernst behandelt, welcher ihm gebühre — und vergleicht meine Briefe mit einer früher erschienenen durch Gründlichkeit und Klarheit ausgezeichneten Schrift. — Was habe ich denn gewollt? — Die Eindrücke schildern, welche der Besuch einer Wehn-Colonie auf denjenigen macht, welcher nie vorher eine solche gesehen; dabei gelegentlich das über unser Canalprojekt Besprochene noch einmal berühren, das bis jetzt zu seiner Einleitung Angehörte zu erzählen, und ein Bild der Gegend und der Zustände ihrer Bewohner zu liefern. — Eine gründliche Abhandlung über das Projekt selbst konnte um so weniger mein Vorhaben sein, da eine solche ja schon da war, und eine noch gründlichere als Resultat der Vorarbeiten bevorsteht. Wer giebt dem Recensenten das Recht von mir zu fordern, daß ich eine solche Abhandlung liefern sollte? — Er stellt an meine Briefe ein Verlangen das sie nicht erfüllen können, weil sie zur Befriedigung eines solchen Verlangens gar nicht geschrieben sind. „Das Ganze ist zu frivol dargelegt.“ — Ein sonderbarer, gewiß ungerechter Ausspruch. Ich habe meine Bilder nach dem Leben skizzirt und mit frischen Farben hingestellt, hauptsächlich in der Absicht, andern Leuten zu einem ähnlichen Besuch Lust zu machen, und auf diese Weise der Idee des Hunte-Gms-Canals noch mehr Theilnahme zu gewinnen. Das ist mir in manchem Kreise gelungen. — Was nun eigentlich der Recensent in meiner Darstellung frivol findet, hat er nicht gesagt, meine Vertheidigung vor dem Publikum muß also diesen Punkt bei Seite lassen, ich würde ja nur mit einem Wort schätzen, dessen Bedeutung nicht gegeben ist. Requiem mag es sein, dergleichen Recensions-Worte hinzuwerfen. Aber was wird dem Publikum damit bewiesen? — Der Recensent scheint überhaupt starke Ausdrücke zu lieben, die nicht immer gut gewählt, auch nicht gerechtfertigt sind. — Er sagt: „der Verfasser geißelt unnachlässig die Armuth und den sie begleitenden Schmutz.“ — Das ist nicht wahr. Ich habe nirgends unnachlässig geißelt; am wenigsten die Armuth. S. 16 meiner Briefe steht: „auf Oldenburgischem Boden hatten wir selbst da wo die Häuser nicht gerade armüthlich, die Felder nicht schlecht bestellt ausahen, den allgemein in unsern Gees-Wohnungen herkömmlichen Mangel an Ordnung und Reinlichkeit mit Unmuth wahrgenommen.“ Ich habe den Schmutz wie er es verdient Schmutz genannt, und darauf hingewiesen, weshalb die Leute nicht aus ihm herauskommen. Der Recensent selbst will ihn ja auch wie er sagt nicht vertheidigen, er findet vielmehr nachher

23. III - 47 Nr. 24

meine „mißfälligen Aeußerungen an ganz geeigneter Stelle, da der Verfasser im Allgemeinen und die Wahrheit spricht.“ — Nun also? wozu denn das Vorberige? Früher wirft er mir vor, „der Verfasser lasse das auf seiner Reise Gesehene, Gehörte, Erlebte ohne alle Konsequenz am Leser vorübergehen.“ — Wo ich keine Konsequenzen ziehe, lasse ich dem Leser freies Spiel, er mag es selber thun. Die Sachen zeige ich ihm wie sie sind. Wozu seinem Urtheil vorgreifen? — Den Recensenten hat es „unangenehm berührt, in des Verfassers Schilderung kranker Zustände Personen vorgeführt und namhaft gemacht zu sehen, auf denen des Herrn Hand schwer zu ruhen scheint. Wir haben Ursache zu glauben, daß es den öffentlich an den Pranger Gestellten (1?) an der Wiege nicht gesungen wurde, dereinst das Mitleiden oder die Indignation des Verfassers jener Schrift zu erregen, viel weniger, daß ihre jetzige Armuth Stoff eines dem Publikum mitgetheilten Briefes abgeben würde.“ — Nachher tadelt er sehr, daß ich in meiner Schilderung auch Schattenseiten hervorgehoben, daß ich Namen genannt habe. — Sehen wir doch, was an diesen Beschuldigungen gegründet sein mögte. — „Kranke Zustände?“ — Ich erzähle, daß auf den Behncolonien viele Leute recht arm anfangen, daß sie aus der Armuth sich zu Wohlstand emporarbeiten, wir aber manche noch tief im ersten Stadium gesehen haben. Daß auf Jemandem die Hand des Herrn schwer zu ruhen scheint, sagt der Recensent; ich habe es nirgends gefunden, nirgends ausgesprochen. — „Essentlich an den Pranger gestellt?!“ — Das ist ein häßliches Wort, eine sehr ungerechte Aeußerung. — Der Recensent, welcher mir soviel vorwirft, hat nicht gewußt oder nicht bedacht, was ein solcher Ausdruck bedeutet, oder er verbindet damit einen andern Begriff als den herkömmlichen. — Er zeige doch wo ich Jemanden an den Pranger stelle. Beim ersten Behnbefuch ist die Rede von einem ehemaligen Offizier, der früher wohl bessere Tage gesehen habe und nun hier als Aukbauer wohne, und dabei sage ich: „sein äußeres Betragen war ruhig wie eines Mannes, der sich denn doch in sein bitteres Schicksal gefunden und mit dem Leben abgegeschlossen hatte. — Jede Stein=Ruine hat schon etwas Wehmüthiges, wie vielmehr die eines lebendigen Menschen! etc.“ — An einer andern Stelle habe ich in einer Hütte Schmutz und Unordnung und eine Frau aus der Marschgegend gesehen, die sich in den Moor=Zustand nicht zu schicken weiß — an einer dritten eine arme Alte, welche in ihrer dürftigen Lage hauptsächlich unter den Folgen eines anscheinend nicht wohl erwogenen Canal=Systems leidet. — Das könnten allenfalls die Bilder sein, welche den Recensenten zu jenem so unpassenden Ausdruck verleitet hätten. Aber welches dieser Bilder berechtigt ihn denn mir vorzuwerfen, ich hätte die Leute an den Pranger gestellt? — In dem, was ich hier dem Publikum aus meinen Briefen vorzeige, wird es das Schauspiel eines so ausgestellten Menschen wohl nicht finden. — „Es war nicht nöthig Namen anzuführen.“ — Wo sind denn Namen

angeführt? Und welche? — Einen Mann bezeichne ich mit C..., eine Frau nenne ich „Frau Gertje.“ — Ist der Buchstabe G. ein Name? — Kann der Name Gertje nicht hundert Personen angehören? Woher weiß der Recensent, daß es der wirkliche Name ist?

Schattenseiten habe ich hervorheben wollen, damit meinem Bilde die Wahrheit nicht abgehe, damit der Leser ein richtiges Bild von jenen Zuständen bekomme, nicht bloß eines, welches alles ins Schöne malt. — Den Recensenten ist dabei ein Gefühl des Mißbehagens überkommen. Mich auch, als ich sie erblickte, aber gerade deshalb wollte ich sie nicht verstecken, sondern sie ans Licht stellen, um zu zeigen, wie einiges verkehrt angefangen ist, wie man sich vor diesem oder jenem Mißgriff zu hüten hat, wie nicht alles auf diesen Behnanstalten so gleich gelingt, wie solche Colonie nicht ein Eldorado ist, sondern auch Mängelheiten und Entbehrung zu ihrem Charakter, besonders zu ihrem Anfangs=Charakter gehört, und die Bevölkerung derselben sich zu besseren Zuständen durch zu kämpfen hat.

Gegen den Schluß sagt der Recensent: „Wir enthalten uns der Berichtigung mehrerer Unrichtigkeiten, die in den Briefen enthalten und vielleicht durch Bergeßlichkeit des Verfassers entstanden sind, weil der Leser weder von ihnen noch von den Personen, die uns namhaft gemacht sind und die es angeht, etwas kennen wird.“ — Das heißt, sich das Recensiren bequem machen. — Man deutet auf etwas hin, das man aber nicht deutlich zeigt, und sagt dabei: ich will nicht davon reden, die Unrichtigkeit wird aus Bergeßlichkeit des Verfassers entstanden sein. — Aus diesem einzigen Zug wird sich dem Publikum wohl ergeben, daß innerlich die Recension nicht so viel bedeutet als sie äußerlich schlimm aussieht. — Aber eben weil sie mit ihrer verdrießlich trüben Beleuchtungsweise mich vor dem Publikum in ein falsches Licht gestellt, habe ich mich verpflichtet gehalten, sie auch wieder öffentlich genau zu betrachten. — Die Recension sagt zu wenig, weil sie zu viel sagen will. Das Gute daran ist, daß über den Hunte=Em=Canal gesprochen wird. — Auf welchem Wege auch diese interessante Sache an das Publikum gebracht und wieder gebracht werde, immer kann es nur nützen, daß die Blicke sich ihr von neuem zuwenden. — Ich benutze diese Veranlassung zu der, dem Publikum der Stadt zwar nichts neues bringenden, jedoch den Land= bewohnern wohl erfreulichen Anzeige, daß am Bericht des Herrn Himmens schon gedruckt wird, und die Herausgabe desselben nahe bevorsteht. Starklof.

Kirchennachricht.

Freitag, den 26. März:

Confirmand=Einsegnung. Hr. Hülfsp. Barelmann. Anf. 9 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Druckfehler. In vor. Nr. S. 91. Sp. 1. Z. 3. v. u. l. denen st. die.

Briefstache. Wegen Mangel an Raum müssen wir einen Artikel über Schwefeläther etc. sowie auch unsern Theaterbericht zurücklegen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung. —

Druck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 26. März 1847.

№ 25.

Neue Bestellungen

auf das zweite Quartal des „Beobachters“ werden möglichst bald erbeten, damit den resp. Bestellern, wie das bisher häufig geschehen mußte, die Exemplare nicht unvollständig geliefert werden müssen. — Von den bisherigen Abonnenten bedarf es, wenn sie das Blatt auch ferner beziehen wollen, keiner erneuerten Bestellung.

Schwefeläther!? (Nr. 22. d. Bl.)

Ob die Aerzte in Oldenburg von der Anwendung des Schwefeläthers Notiz genommen haben, oder nicht; das haben sie dem Herrn „Ego“ wahrscheinlich nicht berichtet; obgleich derselbe einen solchen Bericht, wie aus dessen Worten hervorgehet, erwartet hätte. Nicht jeder Arzt ist geneigt, so Etwas sofort den Tagesblättern zu übergeben, da dergleichen in seinem Kreise bald bekannt genug wird. Ich habe, beiläufig bemerkt, die Operation eines durch seine Ausbreitung schon bedeutend gewordenen Lippenkrebses am 21. Febr. Mittags 12 Uhr, auch mit vollkommen befriedigendem Erfolge, namentlich mit Anwendung des Schwefeläthers, ausgeführt, worüber in der nächsten Versammlung des ärztlichen Vereins weitläufig Bericht zu erstatten von mir beabsichtigt wird.

Westerstede 1847. März 18. Dr. Wolff.

Speise-Anstalten.

So unangenehm mir es auch ist, dieses Wort in der vorliegenden Bedeutung zu gebrauchen, so sehe ich mich doch genöthigt, es hier noch einige Mal herzusetzen, um einem Gegner, der sich in Nr. 23 d. Bl. gefunden, noch Einiges darüber zu sagen. — Wenn jener Einsender sagt, es sei meine Behauptung; daß die Landleute ihre Produkte gleich in die Speiseanstalten brächten, wenig begründet, so mag er wissen, daß wenn auch nur Weniges dahin gebracht würde, die Speiseanstalten doch als Stachel dastehen, um die Preise der Produkte in die Höhe zu treiben; denn wenn ich das, was mir für eine angebotene Waare gefordert wird, nicht zahlen kann und will und weniger biete,

so heißt's gleich: „denn gab ich dermit hen nah de Suppenanstalt.“ — Das ist die allgemeine Klage. — Wenn der Verfasser jenes Artikels das unendliche Glück hat, mit einer zahlreichen Familie gesegnet zu sein — und daran zweifle ich nach seinen Worten —, und wenn er jemals in den Fall gekommen ist, bei den Forderungen seiner Frau um Geld, in einen leerenbeutel zu greifen — und auch hieran zweifle ich —, so wird er es eben so gut wissen als ich, was dazu gehört, in dieser theuern Zeit mit heiler Haut durchzukommen. Ist das Alles nun nicht der Fall und mein Gegner kann nur in einen gefülltenbeutel greifen, so kann er sich auch von der Lage eines Unbemittelten keinen Begriff machen — er ist unfähig, mit mir über diese Sache zu kämpfen; er sieht dann das Leben von einer ganz andern Seite als ich und noch so viele Andere. — Die Sache ist aber zu ernst, als daß ich auf seinen versuchten Witz eingehen könnte; wer das Leben, wer Menschen und Länder von so verschiedenen Seiten kennen gelernt hat wie ich, wen das Leben schon so sehr abgekühlt hat wie mich, dem wird es nicht einfallen, zornige Blicke auf einen Gegenstand zu werfen, dem er durch einen ernstlichen Blick vielleicht schon eine tödliche Erschütterung geben kann — und das verdienen die Speise-Anstalten sehr. — Wer Gutes thun, wer unterstützen will, thue es selbst, und direkt, dann weiß er daß es an den rechten Mann kommt; meine aber nicht, das Seine gethan zu haben, wenn er zu der Suppenanstalt etwa ein Scherflein beigetragen; für den großen Haufen, für das eigentliche Volk ist damit nichts geschehen. Vor allen Dingen müssen die Leute für ihre Arbeiten besser bezahlt werden — hier sitzt der eigentliche Knoten —